

**Gesang, Klänge, Worte – eine Kirchenwanderung von Ardez – Sur En – Giarsun – Lavin vom 26. Juli 2013, veranstaltet vom Zentrum für Gegenwartskunst NAIRS**

**Magda Vogel (Gesang), John Wolf Brennan (Klänge) und Köbi Gantenbein (Worte)**

## **1. Kirche St. Maria, Ardez**

Fabio war mein Kinderfreund. Er war ein Italienerbüblein. Er war mir nah und doch fremd – Fabio war katholisch. Er ging nicht mit mir in den Religionsunterricht und in die Sonntagsschule. Zu ihm und den gut zehn andern romgläubigen Malanser Kindern kam Bruder Alois. Er trug eine braune, lange Kutte mit Kapuze, unter der seine haarigen Beine hervorlugten. Im Gesicht hatte er einen schwarzen Bart, um den Bauch hatte er einen Strick und an den Füßen Sandalen. Ich erinnere mich, wie herzlich er lachte. Bruder Alois hat mit uns in der Pause Völkerball gespielt – als einziger Lehrer. Als es eine Sonnenfinsternis gab, schwärzte er eine grosse Glasscherbe. Dank ihm machte ich mein erstes naturwissenschaftliches Experiment, denn auch ich als Protestantenbüblein durfte durch das geschwärzte Glas schauen, wie der Mond die Sonne verdeckte. Dennoch – katholisch war fremd in unserem Dorf und in unserer Familie; fast so fremd wie die Heiden in den Geschichten der Sonntagsschule. Pater Alois ging bald fort, man sagte nach Afrika zum Negerlein, das den Kopf nickte, wenn ich einen Zwanziger in seine Kassa geworfen hatte.

Zehn Jahre später ging hier in der Kirche «St. Maria, Unserer Lieben Frau unbefleckter Empfängnis» eine Epoche zu Ende. Der alte Pater Reinhold Bender zog sich zurück ins Kloster. Er war einer der letzten Kapuziner des Unterengadins. Fast 400 Jahre lang hatten er und seine Brüder für den richtigen Glauben im Engadin gekämpft, das heisst, sie waren von den Kirchenfürsten geschickt worden, hier die Reformation umzudrehen. In den Zwanzigerjahren des 16. Jahrhunderts war ein Dorf ums andere vom richtigen Glauben abgefallen. 1526 hatte der Bundestag der Drei Bünde in Ilanz bestimmt, dass es jeder Gemeinde frei stehe, altgläubig zu bleiben oder neugläubig zu werden. Die dort versammelten Aristokraten hatten das nicht wegen des Liebgottes oder ihres Seelenheils so verfügt, sondern sie wollten dem Bischof von Chur das Genick brechen. Denn dem gehörte als Feudalherr der grosse Teil Graubündens, des Südtirols und des Vorarlbergs, sie waren seine Vasallen. Auch die Habsburger wollte man zurückbinden. Dass sie katholisch waren kam den reformierten Regionalpotentaten grad recht. Ausser der Surselva, dem Oberhalbstein und dem Misox wurden nach und nach alle Talschaften reformiert. Wobei man sich das nicht als bürokratischen Akt über Nacht vorstellen darf, sondern als langen, schwierigen und blutreichen Weg. Viele Bauern gingen so lange sie konnten zur Messe und zur Predigt, denn doppelt genäht hielt besser. Vorab die Habsburger liessen sich die Reformation im Engadin und im Prättigau nicht bieten. Kriegerisch behaupteten sie ihr Terrain, verjagten die reformierten Prädikanten und setzten die Kapuziner als Speerspitzen des richtigen Glaubens ein. Kehrete das Kriegsglück, kräftig unterstützt von den Franzosen, mussten die Patres fliehen und die Prädikanten warfen die Heiligenbilder wieder aus den Kirchen. Die Bauern aber hatten die Kapuziner nicht ungerne. Als Nachfahren des Heiligen Franziskus waren sie viel günstiger als die reformierten Pfarrer mit ihren grossen Familien. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden die Machtverhältnisse langsam stabil – das

Engadin wurde das reformierte Stammland Graubündens – politisch und kulturell. Der Bischof von Chur hatte alle Macht an die ländlichen Potentaten verloren – an die von Planta, Schmid, Stupan und Konsorten. Ob das besser war für die Bauern?

Über all die Jahrhunderte errichteten die Romgläubigen immer wieder Brückenköpfe und ihre Avantgarde blieben die Kapuziner. In Scuol hatten sie eine Mission, in Tarasp, das bis 1803 zum Riesenreich der Habsburger gehörte, eine Bastion. 1841 gründeten sie nach 300 Jahren katholischem Heimweh eine Schule in Ardez und feierten in der Stube die Messe. Am 3. August 1871 schliesslich weihte Bischof Kaspar diese Kirche in – wie es heisst – «genügendem Abstand zum Dorf». Nach langem Hin und Her erhielt sie vor 100 Jahren gar einen eigenen Friedhof. Wir sehen, den Ardezer, Laviner und Ftaner Katholiken ging es so, wie es heute den Unterengadiner Moslems gehen würde. Doch das katholische Blümlein verdorrte. Pater Reinhold starb 1986 mit über neunzig Jahren im Kloster in Innsbruck – und keiner folgte ihm nach.

Pater Alois übrigens war auch der letzte Kapuziner von Malans und seine Kapelle ist heute zu.

## 2. Kirche Sur En D'Ardez

Als Bub haben mich die Grabmäler der Familien von Salis und von Planta in Malans fasziniert. Sie haben einen eigenen Friedhof im Friedhof. Sie liegen an der Westwand des Eingangsbaldachins, abgegrenzt von einer Mauer und einem geschmiedeten Gitter, durch das ich die verwitterten Inschriften studierte. Mächtige Männer, aber schon lange tot. Fritz Planta und Gaudenz Salis sassen mit mir in der Klasse. Die hatten aber kein «von» mehr beim Namen und waren auch sonst nicht nobler als ich, der Lokiführerbub. Wir werden nebeneinander auf dem Friedhof liegen.

Früher sassen die Honoratioren vorne auf kunstfertig geschnitzten Sesseln und man vererbte seinen Kirchenplatz wie seinen Hof. Dann kam das Volk, und auf der hintersten Bank links sassen die Mütter unehelicher Kinder. Das ist lange her. In der Kirche gibt es in der Sitzordnung keine Abstufung nach Rang mehr. Schon zu meiner Zeit sass Doktor Meier neben dem Bähnler Gabathuler und Frau Polizeidirektor Schmid neben der Bauernmagd Trudi.

Eine Trennlinie aber verteidigte die Kirche länger: Die Männer und die Frauen blieben bis zur Kirchentüre beisammen. Dann schlug meine Mutter mit den Frauen einen Bogen nach links und ich bog mit den Männern nach rechts ab. Schön separiert hörten wir der Predigt zu, dösten, beteten und sangen, um uns nach gefeiertem Gottesdienst wieder gestärkt an Seele und Zuversicht kurz zu vereinen. Worauf die Männer in die Wirtschaft gingen – ohne mich – und die Frauen heim in die Küche zum schmorenden Braten.

Und dann – eines sonntags – der Bruch. Seither sitzen Männer und Frauen durcheinander. Oh je – wo wird das alles enden, wenn die Kirche auch die letzten Bestände aufgibt! Schliesslich sitzt ein Bischof ja rechts vom lieben Gott, eine Ordnung, die die Prädikanten auch im Unterengadin hochhielten und ihr hier in Sur En mit der Möblierung Form gegeben haben: Bänke mit Lehne rechts für Männer und ohne Lehne links für die Frauen. Und szenisch perfekt liessen sie vorne zwei Frauenbänke querstellen, damit ja keine Zuhölerin von des Pfarrers Lippen weiche. Und er konnte alle

streng unter Augen haben. Die Altgläubigen mussten ja alle noch strikt auf den Altar blicken. Und welche Kanzel er sich selber hat mauern lassen! Die Steintreppe hält seinen schweren Schritt bis in die Ewigkeit aus, wenn er nach oben zur Verkündigung schreitet und hinter der bauchig eindrücklichen Form das Wort des Herrn wie aus dem Mastkorb eines Schiffes verkündet.

Dass mit der aufgelösten Sitzordnung nun auch die Kirche genderkorrekt ist, mag ich ihr gönnen. Ich bedaure aber einen daraus folgenden musikalischen Zusammenbruch. Ein schönes Stück Gottesdienst ist heute ja kläglich, dünn und tröpfelt aus. Der Chorgesang. Er war einst nach Registern geordnet. Alt und Sopran links, Tenor, Bariton und Bass rechts. Das waren noch Gesänge als ich mit meinem Tenor noch nicht acht geben musste, den zierlichen Sopran neben mir an die Wand zu singen! Heute piepst und brummt es durcheinander. Wir können froh sein, dass sich die Orgel nach einem langen Kampf ab Mitte des 18. Jahrhunderts auch in reformierten Kirchen hat einnisten können. Viele Jahre lang galt sie den strengen Reformierten ja als des Teufels Sackpfeife mit dem unseligen Römer am Blasebalg. Wir Reformierten sangen im Chor ohne Ablenkung gegen den Teufel und den Römer an.

Hier im Unterengadin war eine Wiege des Bündner reformierten Kirchengesangs. Schon 1562 schrieb der Reformator Durich Chiampell falschgläubige und weltliche Lieder um. Er liess in Strada Gesangbücher drucken, die in fast jedem Unterengadiner Haus neben der Bibel standen. Die Trinkgesellschaften sangen in Lavin, Guarda und Scuol keine frivolen Lumpenliedli, sondern von Chiampell gesetzte Kirchenlieder. Die Gemeinde Ardez verpflichtete um 1700 gegen gutes Geld vier Vorsänger, für jedes Register einen. Die schlugen den Takt und mussten 18 gute Sängerinnen und Sänger gewinnen, einfuchsen und in jedem Gottesdienst a capella mit ihnen singen. Daraus wuchs eine grosse Tradition mit reicher Literatur und selbstbewusstem Können. Sie dauert bis heute. An den kantonalen Gesangsfesten singen die Unterengadinerinnen und Unterengadiner oft vorneweg – wenn auch nicht mehr orthodox protestantisch. Wobei – zugegeben – auch die romgläubigen Oberländer grosse Sänger sind. Singt aber die Rudé da Chant Engiadina «Saira per saira» stellen sich die Härlein auf meinen Armen auf – so anrührend, so herzergreifend und so weit in die Geschichte klingend. Ob es auch so klänge, wenn die Sängerinnen und Sänger durcheinander stünden und sängen?

### **3. Kirche: Ginarsun**

«Hoch oben in den Bergen weit von hier, da wohnt ein Büblein so wie ihr» Und so weiter. Schellenursli ist ein Held meiner Kindheit. Natürlich, wessen Bündner Büblein nicht? Ich weinte mit ihm wegen des Glöckleins; ich stapfte mit ihm durch den tiefen Schnee auf die Alp und hatte mit ihm nasse Füsse. In der Nacht litt ich mit ihm Angst vor den Tieren mit den glühenden Augen und legte meinen Kopf auf das neue, grosse Glüt. Und anderntags machte ich mit ihm zusammen zuvorderst im Umzug Flurina Eindruck mit der prächtigen Glocke zwischen den Beinen.

So bin ich frühkindlich geprägt. Darum sperre ich das Fenster meines Schlafzimmers in Fläsch auf, um die Glocke um 5 Uhr früh zu hören; und bin ich schlaflos, so zähle ich nicht die Schäflein, sondern die Viertelstunden im Einer-, Zweier-, Dreier- und Viererklang. Eine meiner Lieblingssendungen ist das Glockengeläut im Radio am

samstäglichen Feierabend. Ich drehe den Lautsprecher auf und koche zur Glockenmusik. Ich kann nicht verstehen, wenn Gemeindeversammlungen befehlen, dass die Kirchenglocken schweigen müssen. Offenbar gibt es Leute, die deren Musik stört. Nicht so mich: Ich liege auf dem Sofa und höre der Urmusik zu, taumle durch die archaischen Tonfolgen, sehe wie sie die Geister anfachen, aufscheuchen, hinbrausen und herbeilärmen, abtönen und kleinschwellen. Und ich liebe den magischen Moment: Der Klöppel hat zum letzten Mal an die Bronze gehauen. Langsam klingt die Musik aus. Wie Wellen rauscht sie durch die Landschaft fort.

Weihrauch, Heiligenbilder, ewige Lichter, Beichte, Prozession, Monstranz, Fahnen – alles haben die Prädikanten aus den Kirchen geworfen, angezündet oder hinterrücks den Altgläubigen verkauft. Nicht so die Kirchenglocken. Aber sie haben deren disziplinierende und territoriale Kraft wohl gewichtet. Die Kirchen stecken den pfarrherrlichen Herrschaftsraum visuell ab und die Kirchenglocken befestigen ihn akustisch. Das ist doppelt genäht. Nirgends hört man das so eindrücklich wie auf dem Mot da Set Mezdis. Vor ein paar Jahren stieg ich mit Urezza Famos die drei Stunden von Sent auf diesen Hügel der sieben Mittag. Wir sassen dort oben zu Rast, assen Hateckes Wurst und Anisbrot und tranken Fläscher Wein. Und um elf Uhr hörten wir wie die Glocken der sieben Kirchtürme zwischen Tschlin und Tarasp in einer Symphonie den Kirchenraum des Unterengadins beschallt und begrenzt haben. Grossartig!

Auch die Kirchgemeindeversammlung von Guarda nahm die Kraft der Glockenmusik ernst. Nachdem der Altar, die Statuen und Bilder aus der Kirche hier in Garsun geflogen und die Fresken weiss übermalt waren, musste um 1669 eine Glocke her. Der Glockengiesser Graber aus Chur erhielt dafür einen Kübel Alpbutter und anständig Korn. Die Bewohner von Garsun hängten das Glöcklein in ihren Turm. Aber sie mochten keine Freude an seinem Klang finden. Waren die Prinzipaltöne von Unterton über Prime, Terz, Quinte, zur Oktave unrein? War das Verhältnis von Durchmesser zu Höhe für den alles bestimmenden Nominalton schief? Schepperte der Klang darum schmerzlich? Klang die Glocke katholisch statt reformiert? Wir wissen das alles nicht – wir wissen aber, dass die Garsuns die Glocke sieben Jahre später vom Turm holten und ihr Kirchenvogt Franz Gritti beim Glockengiesser Felix in Feldkirch eine neue bestellte. Sie waren aus Schaden gewitzt und machten mit Felix ab, dass er die neue Glocke zuerst in Guarda aufzustellen habe, wo sie besichtigt und probegehört würde. Auf der Glocke steht zu lesen «Durch Feuer bin ich flossen, Gabriel Felix hat mich gossen» – offenbar erfolgreich, denn seine Glocke singt seit 1676 form- und klangvollendet in einem «c» in Garsun.

Das gewiss auch zu Schellenurslis Freude. Er verschmähte ja wie die Garsuns die erste Glocke und stolzierte dann mit der Zweiten umso stolzer um den Brunnen in die Ewigkeit.

#### 4. Kirche Lavin

In der Mitte der Chordecke in der Kirche von Lavin ist eines der seltsamsten Bilder in Graubündens Kirchen zu sehen. Der Heiland als Weltenherrscher hat drei Gesichter, vier Augen und drei Nasen. Und riesengrosse Füßen. Um ihn herum sitzen die vier Evangelisten, ihre Symbole tanzen lassend und Feuer, Wasser, Luft und Erde besänftigen einen Engelschwarm. Wir sehen die Kirchenväter Gregor, Ambrosius,

Hieronymus und Augustinus selig lächeln und auch die Apostel dürfen nicht fehlen und die zehn Jungfrauen erinnern an ihr Schicksal. Dramatisch wird der Thriller von Georg aufgeführt – seinerzeit Lavins Schutzheiliger. Er wird an einem Baum aufgehängt, dann gerädert und schliesslich mit Blei abgefüllt – dennoch verleugnet er den Herrn nicht. Auch die zwei Bischöfe, die Ende des 15. Jahrhunderts die Kirche ermöglichten, haben ihre Porträts für die Ewigkeit zur Verfügung gestellt. Welch' eine propagandistische Lust! Welch' ein Drama! Was ist Hollywood gegen Lavin?

Doch drei Jahrzehnte nachdem die Fremdarbeiter aus einer Italienischen Malerwerkstatt weitergezogen waren – sie hatten auch in Pontresina und der Kirche San Gian bei Celerina zu tun – drei Jahrzehnte später predigte in der Kirche von Lavin Philipp Galet aus der Val Müstair. Es war seine erste Stelle. Er überredete seine Kirchgänger zur Reformation. Ab 1529 glaubten und lebten sie protestantisch. Als erste im Unterengadin. Sie räumten ihre Kirche aus, verhökerten die Altartafeln, die Skulpturen und Marienbilder ins Tirol oder zündeten sie an. Die grossartige Szenerie von Heil, Zuversicht und Schrecken kalkten sie samt den zwei Bischöfen weiss ein.

Statt der Bilderpracht hallte nun Galets Wort im weissen, leeren Raum. Es wird manchem Laviner schwer gefallen sein, dreimal wöchentlich auf dem harten Bank zu sitzen und nur zuhören zu müssen, wie der Prädikant die Worte des Herrn verkündete. Die Kirchgängerinnen konnten nicht mehr über des Herrgotts drei Köpfe meditieren und schielend versuchen, die vier Augen auf dem Herrgottsbild in zwei zu bringen. Die Kinder hatten immer noch keine Antwort auf die grossen Füsse und die Männer konnten sich nicht der Wollust hingeben, auf die lasziv leidende Maria blickend und den zehn Jungfrauen nachspürend.

Das «Wort über allem» hatte Folgen weit über die Kirche hinaus. Die «Ministers dal pled da Dieu», die Diener an Gottes Wort, machten dieses nämlich nicht auf Latein wie die altgläubigen Priester, sondern in der Sprache des Tals hörbar. In Romanisch, das sich schon damals gegen das Deutsche und Italienische im Engadin wehren musste und über fast keine Bücher verfügte.

Damit das romanische Wort des Pfarrers nicht ins eine Ohr hineinflöss und durchs andere wieder fort, sollten die Gläubigen es auch zu Hause lesen und auswendig lernen. Nicht nur, aber auch als Folge der Reformation wuchsen überall Schulen, deren Schüler vor allem die Bibel und die protestantischen Glaubenssätze auswendig lernten – auf romanisch. Die Druckereien in Strada und Scuol gaben im 17. und 18. Jahrhundert mehr als hundert geistliche Schriften heraus. Sie erlebten teils hohe Auflagen. Es wurde Sitte und Brauch, am Sonntag statt zu heuen in der «Scuoler Bibel» zu lesen – auf romanisch.

Die Menschen seinerzeit glaubten total, ihr Tag- und Lebenswerk war rund um die Uhr ebenso durchgeglaubt wie ihr Fest- und Seelenheil. Man glaubte zur aufkommenden Neuzeit in einer Wucht, die ich mir nicht vorstellen kann. Ob die Reformation das Leben seinerzeit umgeworfen hat? In Graubünden hat sie es in den ersten 150 Jahren vor allem bedroht, denn den Mächtigen ging es weniger um das Seelenheil ihrer Untertanen als um Macht. Den eh schon schwachen Bischof haben die protestantischen Aristokraten aus den Tälern nicht wegen Völlerei und Hurerei entmachtet, sondern wegen seiner Territorien und Feudalrechte. Und ob es den Bauern unter den von



Plantas, von Salis, Schmidts und Stupans besser ging als unter einem schwachen Bischof ist zweifelhaft.

Philipp Galet übrigens, der Laviner Reformator, musste bald schon nach Susch fliehen, denn er hatte geheiratet. Das war den eben erst Reformierten dann doch zu viel. Die Reformation kam ja weder über Nacht noch war sie ein hoheitlicher Akt, sie hat als totales soziale Phänomen die drei Bünde vom Mittelalter in die Neuzeit hinein gewälzt, gestossen und gedrückt. Nie war der Kanton so dramatisch europäisch verknüpft wie zwischen 1500 und 1700. Nie haben politische, militärische und intellektuelle Gewaltswuchten den Alltag der hier lebenden Leute derart bedroht und verändert wie in diesen zweihundert Jahren als Graubünden ausser der Surselva, Surses und der Mesolcina in einem langen Auf und Ab und Hin und Her mit viel Blut und Gewalt reformiert wurde. Es war eine elende Zeit.

Der Glaube an das Wort und die Wut zur Reinheit und Leere der protestantischen Kirchenstürmer fasziniert und beängstigt mich. Ich mag sie, wenn ich darunter leide, wie die Konsumwut mit Waren aller Art alles überfüllt und die Umwelt und Zukunft plündert. Fertig mit all dem Plunder, fort und finito. Dafür sanft, weniger und schöner.

Doch die Reinheitswut macht mir Angst und Schrecken – nichts hat wohl im Laufe der Zeit so viele Menschenleben gefordert wie sie. Die Protestanten Graubündens verfolgt die Blutspur bis in alle Ewigkeit, denn sie haben viele Frauen als Hexen verfolgt, gequält und verbrannt. Und wenn ich einen Mujaheddin im TV sehe, wie er mit Glutaugen und wilden Gebärden gegen den Satan aus Amerika rudert, kommt mir solcher Eifer ebenso in den Sinn wie wenn ich staune, mit welcher Imbrunst die Kämpen der SVP gegen einen Islamischen Friedhof, eine Moschee oder ein Minarett und überhaupt gegen das Fremde, weil Unreine wettern.

Wie fröhlich ist dagegen dieser altgläubige Bilderhimmel von 1595! Noch 460 Jahre später war Lavin wegen diesem wunderbaren Kunstwerk aufgeregt. Der Restaurator hatte die Gemälde freigelegt. Da wollten einige nicht mehr in die Kirche, weil sie fürchteten, sofort katholisch zu werden unter dem Himmel der Heiligen.

Wir aber bleiben standhaft und vertiefen uns nun in den dreigesichtigen, vieräugigen und dreinäsigen Herrgott. War sein Maler religiös verzückt? War er um 1490 schon ein Avant-Gardist der Moderne, moderner als Picasso gar? Oder hatte er einfach beim Zmittag ein Glas Rotwein zu viel getrunken?

Und diese Bücher habe ich mit Gewinn gelesen, und so mein Wissen für die Wanderung zu holen:

Batz Hans, Die Kirchen und Kapellen des Kantons Graubünden, Band V, Casanova Druck und Verlag, Chur, o.J.

Mathieu Jon, Bauern und Bären, Die Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800. Octopus Verlag, Chur 1987.

Pfister Ulrich, Konfessionskirchen und Glaubenspraxis, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Band 2, S. 203 -237.

Köbi Gantenbein, Marco Guetg, Ralph Feiner: Himmelsleiter und Felsentherme. Architekturwandern in Graubünden. 3. Auflage, Rotpunkt Verlag, Zürich 2012.

Köbi Gantenbein ist in Samedan geboren. Er ist Chefredaktor von Hochparterre und wohnt und arbeitet in Fläsch und Zürich.